

den Kritiker, der moniert: Darf's nicht ein bißchen mehr sein?, zurückfragt: Wie hätten Sie's denn gerne? Und jemand, dem wie mir an der Messe liegt, um es so unfromm und unfeierlich zu sagen, macht auch gern Konzessionen. Wir sind froh, daß wir einen Pfarrer haben. Er kann sagen, was er will.

### Der goldene Mittelweg

Da vom goldenen Mittelweg gesprochen wurde, muß neben der modernen Ungezwungenheit, den einfachen, unbiblischen und untheologischen Lebensschuleansprachen, den bildungs- und traditionsfernen Einfach-zum-Nachdenken-Homilien, also dem einen Pol, auch der andere genannt werden. Friedrich Torberg hat einmal über einen Kollegen – einen Dramatiker und insofern auch wieder keinen Kollegen von ihm, der hauptsächlich Prosa geschrieben hat – ziemlich bissig und maliziös gemeint: Er dichtet über seine Verhältnisse. Mit diesem „über die Verhältnisse“ ließe sich vielleicht auch ein Dilemma des Predigers beschreiben. Ein übergroßer Stoff und „Vorwurf“ gibt auch dem guten Prediger wenig Chance. Da ist die Versuchung zu leerem Pathos und zur hohlen Phrase als Ausweg groß. In der Lesung hören wir etwa Paulus predigen, oder überhaupt „verba ipsissima“, und nun soll der Prediger noch etwas hinzufügen.

### Interpretation und Zeugnis

Mir sind Priester, die originell sein wollen, immer verdächtig. Imitatio und Interpretatio sind in der Kirche feste unverdächtige Größen, in ihrem Rahmen hat sich der Prediger exegetisch zu bewegen. Auch die Moral steht fest, die Sünde ist im moraltheologischen Sinne nicht originell, sie ist ein Verstoß gegen ein Ideal. Predigen ist ein Dienst am Wort, der Pfarrer hat einen Dienstleistungsberuf. Das soll ihn aber auch wieder nicht hindern, anders als der Friseur nicht alles über einen Leisten zu scheren. Das Schaf, dem an Abwechslung liegt, kann ja einmal hinausgrasen und zu einem anderen Hirten gehen. Älter geworden, zieht es mich auch zum Altertümlichen. Nicht nur von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern. Kindertümlichkeit und Kindgemäßheit haben in der Kirche ihre Grenzen. Auch die Kindermesse sollte

mehr sein als ein Kindergarten mit anderen oder überhaupt den gleichen Mitteln.

Es kann sich einer buchstäblich die Seele aus dem Leib reden, in allen Sprachen, er kann seinen Stoff nach allen Regeln der rhetorischen Kunst beherrschen, er kann die inventio, die dispositio und die elocutio, den stilus gravis und den stilus humilis anwenden und beachten. Doch hätte er die Liebe nicht, so wäre er klingendes Erz und tönende Schelle.

## Gertrud Fussenegger

### Geschmack am Urwüchsigen

*Die Autorin skizziert mit wenigen Strichen, welcher Art von Sprache sie den Vorzug gibt, wenn es darum geht, Glauben zu erwecken, zu verbreiten, zu befestigen.* red

Ich möchte vorausschicken:

Glaube ist eine Gnade, damit eine Sache zwischen Gott und der Seele des Menschen; also ein Geheimnis.

Dennoch hat der Glaube (oder Unglaube) jedes Menschen seine eigene Geschichte. Sie spielt jeweils zwischen drei Bereichen: dem kognitiven, dem moralischen, dem ästhetischen. Von diesem ist hier die Rede.

Keine Hochreligion kann darauf verzichten, Erkenntnisse zu vermitteln, Sittlichkeit zu fordern und daneben Formen zu entwickeln, die Erkenntnisse transportieren und die sittlichen Ansprüche emotional verstärken. So steckt in jeder Hochreligion auch ein hochentwickeltes ästhetisches System.

Auch die römisch-katholische Kirche ist – neben vielem anderen – ein solches System. Sie hat das seit jeher durch ihre Liturgien, durch ihre Architekturen, ihre Musik, ihre Bilder- und Symbolwelt und, selbstverständlich, auch durch die Sprache ihrer Verkündigung bewiesen. Nie wird genau auszumachen sein, wie stark ihre Wirkung im ästhetischen Bereich war und ob diese Wirkung nicht die Wirkungen im Kognitiven und Moralischen weit überwog.

Doch eben ihrem eigenen ästhetischen System gegenüber ist die Kirche in den letzten Jahrzehnten recht unsicher geworden.

Diese Unsicherheit hat z. B. im Kirchenbau zu einem vielfach planlosen Experimentieren und bei der Neufassung von Verkündigungstexten zu einer bedauerlichen Banalisierung geführt.

Um Vermeintlich-Unverständliches verständlich und jedermann zugänglich zu machen, hat man sich – zumindest im deutschen Sprachbereich und in zahllosen Fällen sicher unbewußt – der eben herrschenden literarischen Mode (mit einer kleinen Verzögerung) angeschlossen. So hat die sogenannte Kahlschlag-Literatur nach 1945 ihre Spuren hinterlassen, ebenso die Einebnung poetischen Sprechens im politisch dominierten Schrifttum der sechziger Jahre. Man machte aus der „Botschaft“ eine „Nachricht“, man eliminierte (weltweit) Kap. 1 des Johannes-evangeliums aus dem Meßtext und damit aus der Präsenz im Bewußtsein der Gläubigen. Man fürchtete sich vor den starken Bildern, vor der Kühnheit und Kraft biblischer Aussage. Man meinte, die Menschen eher zu erreichen, wenn man sie in Alltagssprache anredete. Doch gelang oft nur ein reduzierter Beamtenstil.

Die Kahlschlag- und Report-Literatur der ersten Nachkriegsjahrzehnte, die, wie gesagt, sicher vielfach unbewußt in die Modellvorstellungen der Bearbeiter hineinwirkte, hat sich unterdessen weiterbewegt. Das Phantastische, Mythische, Archaische ist wieder zu Ehren gekommen. Man ist des betulichen Rationalismus müde geworden.

Ich rate nun keineswegs, sich wieder an diesen neuen Model zu halten. Die Sprache der Verkündigung muß eine Sprache *suae generis* bleiben. Die Offenbarungsschriften sind, wie ich meine, stark genug, dem Glauben jeder Generation den Weg zu bahnen, auch und eben in den alten bewährten, wenn vielleicht auch knorrig-eigenwilligen Formen. Niemand denkt daran, einen antiken Torso gefällig glatt zu schleifen. Im Gegenteil hat gerade die junge Generation ihren Geschmack an Urwüchsigen, Ursprünglichen entdeckt. Was auf dem Gebiet des Kunstgewerbes, der Bildenden Künste, der Architektur, der Musik möglich war, müßte doch auf dem – viel höherer Rücksichten werten – Gebiet kirchensprachlicher Tradition ebenfalls möglich sein: tieferes Verständnis zu erwecken, statt abzufachen, preiszugeben.

## Praxis

Kurt Marti

### Welche Predigt hielten Sie am liebsten?

*Da Predigt für den Autor eine Äußerung der Gemeinde, des Zusammenlebens unter dem Wort Gottes, nicht bloß eine Äußerung des Pfarrers ist, lautet seine Antwort auf unsere Frage: „Am liebsten hielt ich Reihenpredigten, Predigtzyklen über einzelne biblische Schriften.“* red

Eigentlich lautete die Frage: „Welche Predigt halten Sie am liebsten?“ Gegenwartsform also. Da ich, im Ruhestand jetzt, seit zwei Jahren nicht mehr gepredigt habe, muß ich die Frage in die Vergangenheitsform setzen und gleich noch zwei Vorfragen, die sich aufdrängen, beantworten.

Erste Vorfrage: Warum habe ich seit zwei Jahren nicht mehr gepredigt? An Möglichkeiten, einmal da, einmal dort zu predigen, fehlt es nicht, im Gegenteil. Doch genau das kann ich nicht: einmal da, einmal dort predigen, in Kirchen und vor Gemeinden, zu denen ich im übrigen keine nähere Beziehung habe. Ich taue nicht zum Wanderprediger. Ich kann nur aus einer dialogischen Beziehung zu einer konkreten Gemeinde heraus predigen, muß die Lebensumstände der Gottesdienstteilnehmer, muß ihre Probleme und ihr „Feeling“ einigermaßen kennen. Ist das nicht der Fall, kenne ich die Adressaten der Predigt nicht durch alltäglichen Umgang mit einzelnen von ihnen, dann habe ich das Gefühl, ins Blaue hinauszureden. Deshalb verspüre ich auch kein Bedürfnis mehr zu predigen, sozusagen nur um des Predigens und um meinwillen. Dagegen lasse ich mich mehr als früher auf Diskussionen ein – anläßlich von Lesungen, Tagungen –, wobei es mir überhaupt nichts ausmacht, mit Leuten zu reden, zu streiten, die ich vorher nicht gekannt habe. Im Dialog lerne ich sie ja ein bißchen kennen. Und plötzlich frage ich mich, wie Jesus wohl gepredigt haben mag. Hat er überhaupt Predigten in unserem Sin-